Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1919-1920)

Artikel: Der Briefwechsel zwischen Keller und Heyse
Autor: Moser, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN KELLER UND HEYSE[1]

Es ist bezeichnend, dass der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Paul Heyse mit dem Namen jenes Mannes beginnt, den die damalige Kunstübung als unfehlbaren Gesetzgeber verehrte: Theodor Vischer. An Alter zwischen Storm und Heyse stehend, ergeht sich Keller dem ältern Storm gegenüber im traulichen Plauderton, während er mit Heyse mehr den literarischen Kritiker reden lässt. Freilich fehlen die häuslichen Töne nicht ganz. Köstlich zu lesen ist es, wie Keller einmal, um zum Arbeiten zu kommen, die „verfluchte südgermanische Kneiperei" abschwört; aber erst Anfang 1886 berichtet er, das „Chiantisaufen" mit Böcklin abgeschafft zu haben! Und welch heiterer Humor strahlt aus dem Briefe, in welchem er Heyse die Bundesverfassung übersendet, um die Nichtannahme des Maximilianordens zu begründen, trotzdem er kein „solchener Beamter" sei, dem die Annahme unbedingt verboten wäre. Wie unnachahmlich trocken erzählt er dann die Anekdote aus der Tunnelgesellschaft. Oder wie sucht er sich, der Niegereiste, als sein Freund ihn nach einer behaglichen Pension in der Innerschweiz fragt, mit eilfertigen Meldungen aus zweiter Hand aus der sichtlichen Klemme zu winden. Oder wie schalkhaft und ulkig erzählt er den Sturz vom Büchergestell anläßlich des Umzuges in den Zeltweg, der ihn leicht das Leben hätte kosten können. Und wie ist jenes Lustspiel, von dem er dem Freunde einmal schreibt, nach Goethes Rezept, wo mehrere Bücklinge, die nichts voneinander gewusst und „sukzessive eingesalzen worden sind, der Sache auf die Spur kommen, in eine sauersüße Jalousie geraten und allerlei Spuk beginnen", für Keller charakteristisch! Wie ein Zug leiser Tragik klingt aber durch diese Briefe hindurch immer wieder die Frage: „warum sieht man sich nicht?" Während der dreißigjährigen Korrespondenz sahen sich die Beiden, die bald in ihren Briefen zum vertraulichen Du übergingen, nur einige Male. Die Schuld lag an der Trägheit Kellers.

Was ist natürlicher, als dass beide Schaffenden die Nöte des Gestaltens miteinander teilten und die Kinder ihrer so verschiedenen Musen sich gegenseitig beurteilten? *Der grüne Heinrich* steht da selbstverständlich obenan. Anfang 1879 tauchen hier die Gedanken an den Umguss des „Schmöckers" und „unbequemen Wälzers" zum erstenmale auf. Da nach seinem Empfinden der Roman von Anfang an bedachtlos und verfehlt angelegt war, und er „das Zeug" nicht mehr ansehen mochte, musste er viel mehr umschreiben, als er je gedacht, um die Grundübel, die unpoetische Fassung der Biographie und die untypische Landschaftsmalerei, zu tilgen. Als dann die neue Fassung Heyse vorlag, dankte er ihm mit einfach-schönen Worten für die Stimmen, die ihn umklangen „wie ein mächtig figurierter Gesang". Es war ihm klar, dass die Wandlung über alles Hoffen geglückt war, da nichts schwerer sei, als „seinen eigenen alten Ton wiederzufinden und Neues an alte Fugen anzuschmiegen". Und er staunte wahrhaft, wie zwischen den alten und neuen Partien, die durch Jahrzehnte auseinanderliegen, nicht der leiseste

---

[1]) *Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel.* Herausgegeben von Max Kalbeck. (Braunschweig 1919, G. Westermann. Geb. 15 Mk.)

Unterschied an innerer Reife und lauterer Menschlichkeit zu spüren sei. Die Not, die Keller Storm einmal klagt, mit offenen Augen „an der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumzubasteln“, war also glücklich überwunden. Und so brachte ihn denn auch die „Schülerkritik“ der Ästheten und Germanisten, die ihm vorwarf, den Roman verballhornt zu haben, arg in Harnisch. Doch einige Jahre später bekannte sich Heyse nicht mehr zum Schlusse: es schien ihm, als habe Heinrich sich gegen sich selbst versündigt, da er Judith nicht — heimgeführt habe! Vor Schmerz antwortete Keller nicht. Hatte er doch schon 1870 Storm gegenüber, der die Nichtverheiratung auch anderer Gestalten Kellers rügte, seine Gestaltung mit wuchtigen Sätzen unerbittlich verteidigt: „Das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt. Heinrich lebt still und dunkel fort. Hier tritt Judith wieder ein, die aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, eine einfache Naturmanifestation. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.“ Auf den Rat Storms hin hatte er die Heldin wohl um einige Jahre jünger gemacht, um die Resignation der Mühe wert erscheinen zu lassen. Mehr aber ließ er sich, Gott sei Dank, von seiner Seele nicht abmarkten! Der Streit über die beiden Fassungen ist müßig: ist doch die erste als ungestüme Skizze genau so großartig wie die zweite in ihrer ausgereiften Sicherheit.[1])

Ein Missgeschick widerfuhr Keller mit dem *Sinngedicht,* indem ihm Heyse das Motiv der Kirche mit der duftenden Mostkelterei, womit es schließen sollte, „wie eine Schnepfe vor der Nase“ wegschoss. Im August 1881, dreißig Jahre nach der ersten Erwähnung, fördert er endlich diese „Lalenburger Geschichten“, wie Storm unverständig sich ausdrückte, zu Tage. Heyse aber hielt seine Bedenken, ob alles in notwendigem Zusammenhang stehe, nicht zurück; besonders schien ihm *Don Correo* zu „brünstig“ dem Weibe in den Schoß zu rennen. In der Buchausgabe hat er denn auch diese Mängel der psychologischen Motivierung glücklich beseitigt und eine innere, dem oberflächlichen Auge freilich nicht sichtbare Einheit geschaffen. Zu einem aber konnte er sich nicht entschließen: zur Ausmerzung der gerügten Szene mit den an die Kuhschwänze gebundenen Baronen. Waren denn Heyse und Storm so kurzsichtig, nicht zu sehen, dass jene Szene zu Kellers ureigenstem Wesen gehört, das er doch nicht vernichten konnte? „Diese schöne Erfindung gehört zu den Schnurren, die mir unwiderstehlich aufstoßen und wie erratische Blöcke in meinem Felde liegen bleiben.“ Und so reißt er vor Schmerz, dass die Besten ihn nicht verstanden, einmal ein Fenster an seiner Dichterwerkstatt auf: „Es existiert seit Ewigkeit eine ungeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube, deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hineinragen. Bei allem Bewusstsein ihrer Ungehörigkeit ist es mir nicht möglich, sie zu tilgen.“ Den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit des Themas mit dem Sinnspruch schlug er aber mit einer prachtvollen Auslassung über die „Reichsunmittelbarkeit“ der Poesie nieder, die jederzeit an „das Parabelhafte, das Fabelmäßige“ anknüpfen dürfe. Die Buchausgabe hat denn auch bei Heyse Worte ausgelöst, wie sie einfacher und schöner über Kellers Welt nie gesagt worden sind: „Die Welt, in der Deine Gestalten atmen, ist so gar nicht ir aller

[1]) Die beiden Fassungen hat M. Hochdorf in seinem Schriftchen *Zum geistigen Bilde G. Kellers* (Amalthea Verlag, Zürich) aufschlussreich miteinander verglichen.

werld, ein Märchenduft umgibt Deine handfesten Figuren und jener Goldton schimmert durch ihr Fleisch, der den Giorgione so unwiderstehlich macht". Sogar die Bedenken des starren Meyer zerflossen vor diesem „langsamen, gewaltigen Erzählen".

Um die gleiche Zeit taucht ein anderes Sorgenkind Kellers auf: *Martin Salander,* der nach Longfellows Gedicht „Excelsior" hätte heißen sollen. Der Roman lag ihm schwer auf dem Nacken. Obendrein zwang ihn die *Rundschau* zur Herausgabe, während nach seinem Gefühl er sich selber hätte spinnen müssen. Die Spässe der Novellen sollten einem logischen, modernen Bau weichen, dennoch aber darin „starker Tabak" geraucht werden. Wie Storm, war aber auch Heyse enttäuscht: das Buch sei kein Roman, sondern ein „politisches Erbauungsbuch". (Meyer an Hässel!) Keller hat dies Wort nie verwunden. Kein Zweifel: Kellers ureigene Kraft des Austräumens setzte hier einmal aus. Zu welch gewaltigem Seelengemälde hat doch Balzac dies Thema, das Verhältnis zwischen Vater und Töchtern, im *Père Goriot* ausgeweitet.

Unter den schönen, festen Gestalten der *Züricher Novellen* hatte Heyse die Ursula am liebsten: die scharfen Züge des ersten Teils gingen ihm gleich ins Blut; dann „verkühlte sich der Anteil, da die Hauptfiguren zurücktreten". Neidlos anerkennt er des Freundes Größe: „Du hast alles was mir fehlt". Keller musste Heyses Urteil über die gemischte Wirkung Recht geben, weil „das Ding einfach nicht fertig", die zweite Hälfte nicht „mit sehenden Augen ausgeführt" war, da ihn der Verleger drängte. — Besonders ans Herz gewachsen waren ihm dann die vollsaftige Jugendfülle *Romeos und Julias* — er druckte sie, freilich ohne den „schnöden Schluss", in seinem Novellenschatze ab — und *Dietegen.* „Nirgends brennt der Goldton hinter dem frischen Inkarnat Deiner Gestalten in feurigerem Glanz, und wie sich das Märchenhafte mit sittlicher Hoheit paart, ist ganz wundervoll. Dies Geschichtlein ist wie eine schöne Frau, die ein Kleinod trägt, ohne dass sie damit prunkt, während das, was die Natur für sie getan, kostbarer ist als alle Juwelen."

Von den *Gedichten* redet Keller 1879 zum erstenmale. Aber noch 1882 saß er im „lyrischen Fegefeuer". Auch da lüftet er wieder einmal den Schleier über seinem Schaffen: „manchmal passieren 5—6 Stück in einem Tage, manchmal habe ich zwei Tage an einem einzigen". Gerne hätte er seinen „metrischen Heuschober" dem Freunde zur Ausscheidung „verworfener Kindlein" vorgelegt, der auch begierig war, sich an den „immergrünen Gefühlen" darin zu wärmen, während Keller eher über deren „Säure und Kauzigkeit" erschrak. Doch hoffte er, „ein Dépôt milderer Alterspoesie" werde auf den Essigkrug versüßend wirken. Über die „Bummeltrochäen" des *Apothekers von Chamounix* empfand Heyse eine besondere Freude, weil Keller, trotz der Nachfolge Heines, sich darin nicht verleugnet habe. Keller aber nannte dies köstliche Kleinod seiner göttlichen Phantasie drollig „eine Art Rosine aus dem ganzen Schmarren".

Kellers Verhältnis zu den zwei mitlebenden Zürcher Dichtern ist bekannt. C. F. Meyer stieß ihn als Dichter und Mensch ab. Er verurteilte mit Heyse den unplastischen, rohen Schluss des *Jürg Jenatsch.* Seine Gedichte kamen ihm „wie herrlich gemachte künstliche Blumen" vor; denn Meyer habe sich — hierin hat er lange vor der Kritik das Richtige gesagt — „von der Höhe der reinen Form zum Berge der Manieriertheit hinübergeschwungen",

was in seinem etwas närrischen Wesen begründet sei. Als Mensch konnte er Meyers „unnötiges Wesen und Sich-Mausigmachen“ begreiflicherweise nicht ausstehen. Von dem beliebten geistvollen Kavalierskopf Meyers, würdig des Pinsels eines Van Dyk, wie Frey in seinen *Erinnerungen an G. Keller* meint, bleibt da nicht mehr viel!

Leuthold, gegen den Heyse eine tiefe Abneigung empfand, beurteilte Keller nicht minder gerecht. Er hat ein für allemal seine Gedichte charakterisiert, indem er ihnen nur einen rein formalen Wert zuschrieb, der für unsere „Roheit und Kritiklosigkeit“ von gutem sein werde. Eigenes habe Leuthold wenig gehabt. Ergreifend aber ist es, wie er still den schützenden Schirm über den Unglücklichen hält und ihn mit einfachen, warmen Worten im Irrenhause schildert oder im Sarge: „Leuthold sah ruhig und kolossal aus wie ein gefallener Häuptling“.

So zeigt sich Keller auch in diesen Briefen als von großer Gerechtigkeit: die „Schelle des Shakespeare der Novelle“, die ihm Heyse angehängt, machte ihn nicht eitel und blind. Nur an dem damals aufkommenden Realismus ließ er, der seine Sachen jahrelang ausspann und im Schaffen das Gefühl eines unerklärlichen „Residuums“ erlebte, wie auch Heyse, kein gutes Haar. Die ewigen Wechsel- und Fabrikgeschichten stießen ihn ab, und über die „Lumpenprosa“ Ibsens und Björnsons empörte er sich. Der sonst gute und liebenswürdige Daudet sei „mit verhängtem Zügel“ der *Nana* Zolas, der „von Haus aus ein gemeiner Kerl“ sei, nachgeritten! Kein Zweifel: dies Werk Zolas ist eben von einer robusten Größe, für die Keller kein Organ hatte. Doré, den genialen Illustrator der *Contes drôlatiques,* tut er als „Spargelbeet- und Regenstrichmaler“ ab. Seine beschauliche, ins Philisterhafte spielende Natur ließ ihn darum, wie auch Heyse, Paris seines „Aberwitzes wegen“ nicht besonders schätzen. Auch für diese Größe hatte er kein Auge. Und dennoch hatte er Achtung vor der großen Masse des Volkes: schien ihm doch in der Tat die innere Sehkraft der Menge in Kunstsachen gewachsen zu sein, so dass man durch bloße Erwähnung einer Farbe, eines Landschaftstons oder eines Inkarnats weit größere Wirkung tue, als zu Zeiten des *Laokoons.* Noch an einem andern, gemeinsamen Irrtume krankten sie: sie hielten sich beide für Dramatiker und Heyse schwor sogar den Novellisten ab!

Die Briefe Kellers sind ohne Zweifel an Gehalt die tieferen, im Stile die lebendigeren; denn in Heyses Kunstübung liegt eben ein gutes Stück Pose. Wie unliebsam fällt doch da Meyers Schalheit und Dürre in seinen Briefen neben diesen, aus dem Urquell des Lebendigen fließenden Schriftstücken auf! Beim fünfzigsten Geburtstage Heyses wünscht Keller dem Freunde, dieser Tag möchte ihn „mildiglich um die Ecke des halben Jahrhunderts herumschieben“. Heyses novellistische Gaben speist er einmal „wie warme Pastetchen“ oder lobt, dass sie sich „wie Schlangenringe wohlmotiviert in die Schwänze beißen“. Oft mündet der Ausdruck ins Komische oder Derbe. Denn da sieht er einmal voraus, Heyse werde seine novellistische „Sandfuhre“ in der *Rundschau* wie eine Dynamitpatrone auseinandersprengen. Vor der gewandten Berliner Theaterkritik steht er „wie ein altes Huhn am Ufer des Baches, auf dem die Enten lustig hinabgeschwommen sind“. Um der Vereinsamung zu wehren und die „Streblinge und Esel“ abzuschütteln, wollte er sich drehen „wie der Hund unterm Ofen“. Heyse ist einmal produktiver als mancher „gesunde Kaffer“. Heyses Tochter wird kurzerhand

zum „jungen Süffel“. Es ist nun ergötzlich, zu verfolgen, wie Heyses Stil nach und nach an Anschaulichkeit gewinnt und in Kellers Plastik oder Drolligkeit übergeht, die man im fein abgewogenen Stile seiner Novellen und Romane nicht findet. Da tummelt er sich einmal „fröhlich zehn Tage auf der Novellenweide herum“, ziseliert seinen literarischen Kindern noch „die Poren und Hautfältchen an“ oder „begackert Meister Gottfrieds frischgelegte lyrische Eier“.

So erscheint denn in dieser Briefsammlung die Gestalt des genialen, massiven Dickknopfs, wie sie einem aus den bisher veröffentlichten Briefen entgegentritt, aufs kostbarste ergänzt. Sein Grundwesen: ein lautres Herz und ein gerader Charakter strahlen aus dem Bande hervor. (Als dieser seltene Träumer gestorben war, schrieb denn auch Meyer an Lingg die schönen, wahren Worte: „Er war ein wunderlicher und genialer Mensch und gar nicht so einfach oder sicher nicht so leicht zu kennen“.)

Kalbeck hat sich die Herausgabe nicht leicht gemacht und den Briefwechsel mit fleißigen, umfassenden Anmerkungen versehen, die freilich hie und da überflüssig oder albern sind. Auch können wir ihm den Vorwurf nicht ersparen, dass er seinen Freund — was Keller auch begegnete — bedenklich überschätzt. Denn jedem Einsichtigen ist längst klar, dass Heyses Ruhm als Dichter zu Unrecht besteht und nichts verkehrter ist, als ihn etwa den deutschen Maupassant zu nennen, was oft zu geschehen pflegt.

ZÜRICH E. MOSER

□□□

ZUR KRITIK DER WEIBLICHKEIT

Das Ungewitter, das über die Erde hinbraust, hat ein Samenkorn zur Entfaltung gebracht. Über Erwarten schnell wurden in den Zentralstaaten, in England und Russland die Frauen mit politischen Rechten überschüttet. Und nun wird die Wirklichkeit auf eine vielumstrittene Frage Antwort geben, die Frage, ob die Frau für das öffentliche Leben taugt. Nur darf man nicht vorschnell über Erfolg und Misslingen urteilen, ehe man ihr Zeit gegeben, sich mit ihren neuen Pflichten auseinanderzusetzen und in längerem Wirken zu üben.

Da fällt mir ein Buch in die Hand, das nicht politisch und nicht von heute ist. Vor fünfzehn Jahren schon hat *Rosa Mayreder* — eine klardenkende, tiefschauende, wissende Frau — in sachlichster Form ihre Gedanken über das Wesen der Weiblichkeit und der Männlichkeit, über das Verhältnis der Geschlechter zu einander niedergelegt, in einem Buche voll neuer Ideen und persönlicher Formulierungen. Wenn es auch keine unmittelbaren Tagesfragen behandelt, hilft es den Boden bereiten, aus dem klarere, reinere und bessere Menschen erwachsen sollen. In verworrenste, zu tiefst mit Instinkten und Trieben verwobene, leidenschaftlich umstrittene Probleme werden helle Lichter geworfen. Es sei hier gestattet, ganz kurz einige Andeutungen über den Inhalt zu geben und den Leser auf das schöne Buch zu verweisen.[1])

---

[1]) Rosa Mayreder, *Zur Kritik der Weiblichkeit.* E. Diederichs, Jena, 3. Aufl. 1910.